

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Luhmann, Niklas
Macht im System

Herausgegeben von André Kieserling

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2089
978-3-518-29689-9

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2089

Niklas Luhmann Macht im System

Herausgegeben
von André Kieserling

Niklas Luhmann hat bekanntlich eine allgemein ansetzende Theorie der Macht entworfen, die zeigt, wie sehr Machtlagen von Gesellschaftsstrukturen und insbesondere von Differenzierungsformen abhängen und sich mit ihnen ändern. *Macht im System* entstand in den späten 1960er Jahren und zeugt von der Bedeutung des Themas im Frühwerk Luhmanns. Anders als in späteren Fassungen seiner Machttheorie argumentiert er hier eher systemtheoretisch als kommunikationstheoretisch. *Macht im System* ist somit auch ein aufschlußreiches Dokument der Systemtheorie im Werden.

Niklas Luhmann (1927-1998) war Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld. Im Suhrkamp Verlag erschien zuletzt *Politische Soziologie* (2010 und stw 2068).

Suhrkamp

Inhalt

Einleitung	7
I. Klassische Prämissen der Machttheorie ..	13
II. Systemtheoretischer Machtbegriff	40
III. Generalisierung von Einfluß	55
IV. Entscheidung	76
V. Reflexivität	88
VI. Differenzierung	102
VII. Systemtheoretische Prämissen der Machttheorie	115
VIII. Zur Theorie des politischen Systems	133
Editorische Notiz	153

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2089
Erste Auflage 2013
© Suhrkamp Verlag Berlin 2013
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-29689-9

Einleitung

Systemtheoretische Überlegungen sind in fast allen empirischen Wissenschaften im Vordringen begriffen. In der biologischen Forschung sind die Erfolge der Systemtheorie unbestreitbar und haben Anlaß gegeben, eine »allgemeine Systemlehre« zu fordern.¹ Die Psychologie beginnt, grundlegende Einsichten der Psychoanalyse zu einer Theorie des umweltbezogenen Persönlichkeitssystems umzuformulieren.² In der Ethnologie ist eine funktionalistische Systemforschung beheimatet, die sich sehr rasch auch in der Soziologie ausgedehnt hat. Auch außerhalb der faszinierenden Begriffsbauten der Parsonsen Systemtheorie³ finden

- 1 So Ludwig von Bertalanffy, Zu einer allgemeinen Systemlehre, *Biologia Generalis* 19 (1949), S.114-129, und als Überblick über das inzwischen Erreichte ders., *General System Theory. A Critical Review*, *General Systems* 7 (1962), S. 1-20.
- 2 Vgl. dazu Merton Gill, *The Present State of Psychoanalytic Theory*, *Journal of Abnormal and Social Psychology* 58 (1959), S.1-8; ferner etwa O. J. Harvey/David E. Hunt/Harold M. Schroder, *Conceptual Systems and Personality Organization*, New York (NY) 1961.
- 3 Siehe als Einführung Talcott Parsons, *General Theory in Sociology*, in: Robert K. Merton/Leonard Broom/Leonard S. Cottrell, Jr. (Hrsg.), *Sociology Today*, New York (NY) 1959, oder ders., *An Outline of the Social System*, in: Talcott Parsons/Edward Shils/Kaspar D. Naegle/Jesse R. Pitts (Hrsg.), *Theories of Society*, Glencoe (IL) 1961, Bd. I, S. 30-79.

sich in der heutigen Soziologie manche Ansätze zu einer Theorie des sozialen Systems.⁴ In der Politischen Wissenschaft schließlich werden die alten Begriffe *government* oder Staat heute vielfach durch den Begriff des »politischen Systems« ersetzt, was nicht nur modische Anpassung, sondern eine grundlegende Revision der Sachkonzeption, zum Beispiel ihre Übertragung von der personalen auf die rollenmäßige Ebene, bedeutet.⁵

Dieser Eindruck lockert sich zwar bei näherem Hinsehen, da unter »System« sehr Verschiedenes verstanden wird. Gleichwohl handelt es sich bei »der Systemtheorie« nicht um ein durch ein Wort nur lose zusammengehaltenes Konglomerat von Begriffen, Hypothesen und Forschungsansätzen. Bestimmte durchgehende Konzeptionen zeichnen sich ab. Die rein interne Betrachtungsweise des Systems als eines Ganzen, das aus Teilen bestehe, wird mehr und mehr ersetzt durch eine umweltbezogene Betrachtungsweise. Dabei wird die Umwelt im Verhältnis zum System als übermäßig komplex begriffen. Die Umwelt zeichnet mehr

4 Vgl. z. B. Charles P. Loomis, *Social Systems. Essays on their Persistence and Change*, Princeton (NJ) 1960; Harry M. Johnson, *Sociology*, New York (NY) 1960.

5 Siehe als einen an der politischen Soziologie orientierten Überblick Herbert Victor Wiseman, *Political Systems. Some Sociological Approaches*, London 1966, und ferner die darin noch nicht berücksichtigten neueren Veröffentlichungen von David Easton, *A Framework for Political Analysis*, Englewood Cliffs (NJ) 1965, und ders., *A Systems Analysis of Political Life*, New York-London-Sydney 1965.

Möglichkeiten vor, als im System aktualisiert werden können. Ein System kann sich daher nur durch Selektionsleistungen konstituieren, nämlich durch Reduktion der Möglichkeiten der Umwelt auf ein geringeres Maß an Komplexität und damit auf eine höhere Ordnung, in der menschliches Erleben und Handeln sich sinnvoll orientieren kann. Soziale Systeme sind, funktional definiert, Sinnbeziehungen zwischen menschlichen Handlungen, die Reduktion von Komplexität leisten.

Ob dieser Entwicklung einer Systemtheorie mit sehr weitreichendem, im Prinzip universellem Geltungsanspruch bedenkenlos zugejubelt werden kann und ob sie allein auf Grund ihrer eigenen Leistungen beurteilt werden sollte, ist immerhin eine Frage wert. Es könnte ja sein, daß wichtige alte Themen dadurch verlorengehen oder doch in dem neugeschaffenen begrifflichen Bezugsrahmen nicht adäquat ersetzt werden können. Dies Bedenken stellt sich einmal und vor allem im Hinblick auf den Verlust des Kontaktes mit der alteuropäischen praktischen Philosophie, besonders mit ihrer ethischen Handlungskonzeption und ihrer politisch-naturrechtlichen Gesellschaftslehre. Deren Wiederherstellung, die zum Beispiel Hennis⁶ anregt, liegt weder in der Absicht noch in den Möglichkeiten der Systemtheorie. Gerade aus der Distanz aber sollte sie in der Lage sein, ein problemorientiertes

6 Wilhelm Hennis, *Politik und praktische Philosophie. Eine Studie zur Rekonstruktion der politischen Wissenschaft*, Neuwied-Berlin 1963.

Gespräch mit den Denkern der Tradition zu führen. Wie weit eine solche Auseinandersetzung möglich und schon vorbereitet ist, kann hier nicht angemessen erörtert werden. Wir fassen ein damit verwandtes, aber engeres Thema ins Auge.

Systemtheoretischen Analysen wird nicht selten und, wie es scheint, mit gewissem Recht vorgeworfen, das Phänomen der Macht zu übergehen, wenn nicht zu verkennen.⁷ Und in der Tat hatte zum Beispiel die sozialpsychologische Organisationsforschung der sogenannten *human relations*-Bewegung, die kleine Gruppen als soziale Systeme zu erforschen suchte, in ihrer Behandlung von Machtunterschieden ausgesprochene Schwächen,⁸ ja, es fehlte zunächst eine Beschäftigung mit diesem Thema überhaupt.⁹ Ferner hinterlassen amerikanische Forschungen über Kommunikationssysteme nicht selten den Eindruck, daß viel offenes und freundliches Miteinanderreden Machtanwendung

7 So z. B. Robert Boguslaw, *The New Utopians. A Study of System Design and Social Change*, Englewood Cliffs (NJ) 1965; siehe ferner etwa Renate Mayntz, *Theorie der Organisation*. Bemerkungen zu einem Buch von Niklas Luhmann, *Der Staat* 4 (1965), S. 215-221. Helmut Schelsky hat dem Verfasser gegenüber ähnliche Bedenken mündlich geäußert. Die vorliegende Studie sucht diesen Einwendungen zu begegnen.

8 Siehe z. B. die Kritik von George Strauss, *Some Notes on Power Equalization*, in: Harold J. Leavitt (Hrsg.), *The Social Science of Organizations. Four Perspectives*, Englewood Cliffs (NJ) 1963, S. 39-84, oder von Michel Crozier, *Le phénomène bureaucratique*, Paris 1963, S. 142, S. 195 ff.

9 Siehe dann aber, die Lücke erkennend, Dorwin Cartwright (Hrsg.), *Studies in Social Power*, Ann Arbor (MI) 1959.

erübrigen könne. Selbst manche Theorien des politischen Systems, die das Machtproblem auf einen Verteilungsprozeß zurückführen,¹⁰ weichen dem alten Problem der Macht aus und ersetzen es durch eine Funktionsangabe. In der kybernetischen Systemtheorie wird man ebenfalls eine Berücksichtigung des Machtphänomens in der gewohnten Weise vermissen – wenn etwa Karl Deutsch Willen als Bevorzugung von Informationen aus dem eigenen Gedächtnis vor solchen aus der Umwelt definiert und Macht als die Fähigkeit, diese Einstellung durchzuhalten, beides also als »aspects of the pathology of social learning« begreift.¹¹ Ein neuerer Überblick über die wichtigsten, am häufigsten benutzten Begriffe der Systemtheorie nennt den Machtbegriff nicht.¹² Diese auffallende und anscheinend durchgehende »Machtblindheit« der Systemtheorie könnte verschiedene Gründe haben: Es könnte sich um die vorübergehende Unausgeglichenheit einer im ganzen

10 So z. B. Easton, *A Framework for Political Analysis*, a. a. O. (Anm. 5), S. 50; Leonard Binder, *Iran. Political Development in a Changing Society*, Berkeley-Los Angeles 1962, S. 16 ff.; Marion J. Levy, Jr., *Modernization and the Structure of Societies. A Setting for International Affairs*, Princeton (NJ) 1966, Bd. I, S. 290 ff., Bd. II, S. 346 ff.

11 Siehe Karl W. Deutsch, *The Nerves of Government. Models of Political Communication and Control*, New York-London 1963, S. 105 ff., S. 247 f.

12 Oran R. Young, *A Survey of General Systems Theory*, *General Systems* 9 (1964), S. 61-80, und speziell für die politische Wissenschaft: ders., *The Impact of General Systems Theory on Political Science*, *General Systems* 9 (1964), S. 239-253.

noch nicht ausgearbeiteten Theorie von hoher Abstraktionslage handeln oder um ein ideologisches Vorurteil quietistisch-konservativer Prägung; es könnte aber auch eine der Systemtheorie inhärente Blickbegrenzung vorliegen mit der Gefahr, daß eine wichtige traditionelle Thematik verlorengeht, wenn die Systemtheorie ihren Herrschaftsanspruch durchsetzen sollte; oder schließlich könnte es auch sein, daß die traditionelle Bearbeitung des Machtthemas an einer unzulänglichen Begrifflichkeit gescheitert war und deshalb von der Systemtheorie nur unter Abbruch der begrifflichen Kontinuität und in ganz neuer Weise aufgenommen und weiterbearbeitet werden kann.

I. Klassische Prämissen der Machttheorie

Um genauer zu sehen, um was es geht, wollen wir versuchen, einige Prämissen dessen zusammenzustellen, was man klassische Machttheorie nennen könnte. Eine genaue, logische Analyse der Aussagen bekannter Machttheoretiker würde allerdings zu weit führen und im übrigen sehr bald in Unsicherheit enden. Auch wird man sich nicht darauf verlassen können, daß die Prämissen der verschiedenen Machtbegriffe stets mitbegriffen worden sind. Wir stellen statt dessen als Diskussionsmaterial einige typische Definitionen des Machtbegriffs zusammen, um dann im groben zu sehen, von welchen Voraussetzungen sie ausgehen.

»The Power of Man [...] is his present means, to obtain some future apparent Good.«¹³

»Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.«¹⁴

»Power is present whenever and wherever social

13 Thomas Hobbes, *Leviathan*, Ch. X. (zit. nach der Ausgabe der *Everyman's Library*, London-New York 1953, S. 43).

14 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, 5. Aufl. Tübingen 1956, S. 28.

pressures operate on the individual to induce desired conduct.«¹⁵

»A has Power over B to the extent that he can get B to do something that B would not otherwise do.«¹⁶

»The Power of actor A over actor B is the amount of resistance on the part of B which can be potentially overcome by A.«¹⁷

»Power is the ability to influence because undesirable consequences would follow for the influenced person if he does not yield.«¹⁸

»A person may be said to have power to the extent that he influences the behavior of others in accordance with his own intentions.«¹⁹

Die gemeinsamen, ausgesprochenen oder unausgesprochenen Prämissen dieser Definitionen, deren Liste beliebig verlängert werden könnte, sehen wir (1) in der Annahme einer *Kausalbeziehung*, die (2) im Posi-

15 Karl Mannheim, *Freedom, Power, and Democratic Planning*, New York (NY) 1950, S. 46.

16 Robert A. Dahl, *The Concept of Power*, *Behavioral Science* 2 (1957), S. 201-215, nennt dies vorsichtig seine »intuitive Idee von Macht«.

17 Richard M. Emerson, *Power-Dependence Relations*, *American Sociological Review* 27 (1962), S. 31-41 (hier S. 32).

18 Georg Karlsson, *Some Aspects of Power in Small Groups*, in: Joan H. Criswell/Herbert Solomon/Patrick Suppes (Hrsg.), *Mathematical Methods in Small Group Processes*, Stanford (CA) 1962, S. 193-202 (hier S. 193).

19 Herbert Goldhamer/Edward A. Shils, *Types of Power and Status*, *American Journal of Sociology* 45 (1939), S. 171-182 (hier S. 171).

tiven wie im Negativen feststehe und voraussehbar sei, (3) in der Voraussetzung *bestimmter Bedürfnisse*, (4) in der Orientierung am *Konfliktsfall*, (5) in der Auffassung der Macht als eines *besitzbaren Gutes* und (6) in der durchweg verschwiegenen Voraussetzung eines *geschlossenen Systems*, in dem (a) die *Machtsumme konstant* bleibt und (b) Machtbeziehungen *transitiv*, also hierarchisch geordnet sind. Diese Annahmen bedingen und stützen sich wechselseitig. Ihr Zusammenhang begründet die Einheit und Geschlossenheit der klassischen Machttheorie. Wohl keine dieser Prämissen ist unkritisiert geblieben. Eine jede hat ihre Einschränkungen, Ausflüchte, Rückzugspositionen gefunden. Man mochte sogar die eine oder die andere opfern in dem Glauben, daß die übrigen standhielten. Wenn man aber sehen lernt, in welchem Maße diese Einzelpositionen der klassischen Machttheorie einander bedingen, verschärft das zugleich die Kritik: Jeder Einwand trifft dann das Ganze. Der klassischen Machttheorie muß auf diese Weise zunächst zu einem hinreichenden Selbstbewußtsein verholfen werden; dann erst kann die Systemtheorie sich mit ihr auseinandersetzen.

1. Allen Machttheorien liegt eine Kausalannahme zugrunde.²⁰ Kausalität wird dabei im neuzeitlichen

20 So mit aller Deutlichkeit Herbert A. Simon, *Models of Man: Social and Rational, Mathematical Essays on Rational Human Behavior in a Social Setting*. New York-London 1957, S. 5: »... for the assertion, ›A has power over B‹, we can substitute the assertion, ›A's behavior causes B's behavior‹.« Und dann in

Sinne verstanden als eine Beziehung von Ursachen und Wirkungen, durch die die Ursachen die Wirkungen bewirken. Macht wird dann als eine dieser Ursachen angenommen, und zwar als die, welche den Ausschlag gibt, welche das Geschehen beherrscht. Macht über fremdes Verhalten ist dann gegeben, wenn das Verhalten bei Wegfallen dieser seiner Ursache anders abliefe.²¹

Mit diesen einfachen Überlegungen ist bereits der Kern der Schwierigkeiten erreicht, und alle weiteren Annahmen der klassischen Machttheorie dienen dazu, die Folgeprobleme dieser Auffassung der Macht als Ursache zu lösen oder doch abzuschwächen. Die Kausalbeziehung verknüpft nämlich eine unendliche Zahl von Ursachen mit einer unendlichen Zahl von Wirkungen. Dabei ist alles, was überhaupt Ursache ist, notwendige Ursache und könnte nicht entfallen, ohne daß die Wirkungen anders ausfielen. Allenfalls diejenigen spezifischen Ursachen, für die funktional äquivalente Alternativen entdeckt werden können, sind ersetzbar. Unter diesen Umständen wird man kaum behaupten wollen, daß Macht die einzige unersetzbare (und deshalb wesentliche) Ursache eines Verhaltens sei. Wenn aus der

vollem Bewußtsein der damit verbundenen Schwierigkeiten:
»If we can define the causal relation we can define influence, power, or authority, and vice versa.«

21 Vgl. z.B. James G. March, Introduction to the Theory and Measurement of Influence, American Political Science Review 69 (1955), S.431-445; Dahl, The Concept of Power, a.a.O. (Anm. 16).

Gesamtheit der Ursachen eine einzelne als »Macht« ausgewählt und ihr besondere Bedeutung beigemessen wird, müssen demnach Selektionsgesichtspunkte vorausgesetzt werden, über die die Machttheorie Rechenschaft ablegen sollte.

Wir wissen, daß diese Selektion, das Zuschreiben der Ursächlichkeit an bestimmte Ursachen, ein sinn- und strukturbildender sozialer Prozeß ist, und zwar schon im Bereich der Natur, vor allem aber im Bereich des menschlichen Handelns.²² Macht wird dort gesehen, wo sie erwartet werden kann. Aber auch über diesen Sonderfall hinaus ist die Ordnung des menschlichen Erlebens durch die Kausalkategorie nur in einer sozial und kulturell stabilisierten, auf vereinfachte, konsensfähige Formen reduzierten Welt möglich, deren Konstitution nur durch Einfluß von Menschen auf Menschen, durch Kommunikation, zustande kommt. In den Begriffen der Machttheorie ist Macht als soziale Wirklichkeit schon vorausgesetzt. Die Auffassung der Macht als *Ursache* kann nie an den *Ursprung* der Macht gelangen.

2. Die Kausaltheorie der Macht nimmt an, daß Macht wirkt, daß es also im Verhalten des Übermächtigen einen Unterschied ausmacht, ob Macht ausgeübt wird oder nicht. Fehlte der Machteinsatz, ließe das Handeln anders ab, als der Machthaber es wünscht.

22 Siehe statt anderer Fritz Heider, Social Perception and Phenomenal Causality, Psychological Review 51 (1944), S.358-374.

Damit wird es zu einer Voraussetzung für das Machtkalkül, daß der Machthaber weiß, wie sein Gegner handeln bzw. nicht handeln würde, wenn er unbeeinflusst bliebe, daß dessen Handeln bzw. Nichthandeln also schon feststeht, schon entschieden ist. Machtausübung betrifft nach dieser Konzeption immer nur die Änderung eines an sich feststehenden Verlaufs. Das läuft auf die Prämisse einer *objektiv feststehenden Zukunft* (also auf einen objektivistischen Zeitbegriff) und auf die Annahme *vollständiger Informierbarkeit* hinaus – beides Unterstellungen, die besonders auch für die klassischen Wirtschaftswissenschaften typisch sind.

In realen Situationen steht das Handeln anderer Menschen keineswegs immer im voraus fest, und selbst wenn es schon entschieden ist, weiß der Machthaber sehr oft nicht mit hinreichender Sicherheit, wie sein Gegenüber unbeeinflusst handeln würde.²³ Das gilt besonders dann, wenn es sich, wie die klassische Machttheorie annimmt, um einen Gegner handelt, der natürliche Gründe hat, seine wahren Absichten zu verschleiern. Es gibt faktisch in weitem Umfange auch Einfluß auf Unentschiedene, der nicht von einem schon feststehenden Kurs wegzerren soll, sondern nur vorsorglich geübt wird. Diese Unentschiedenheitslage bedeutet aber, daß weder in der Machteinsatzplanung noch

23 Dieser Einwand gegen die klassische Annahme vollständiger Informierbarkeit ist heute verbreitet. Siehe z.B. Bernhard Külp, *Theorie der Drohung*, Köln 1965, S. 30 ff.

in der nachträglichen Würdigung festgestellt werden kann, ob die Machtausübung eine Wirkung hatte oder nicht. Will man diesen Tatbestand in der Machttheorie berücksichtigen, führt das zu Schwierigkeiten in der Kausalkonzeption.²⁴ Man muß dann auch in den Fällen von Macht sprechen, in denen ihr Einsatz nur etwas zur Folge hat, was ohnehin geschehen würde, also ohne spezifisch zurechenbare Wirkung bleibt.

Damit verwandt ist ein anderes Argument, das zum Beispiel gegen die der klassischen Auffassung verpflichtete Machttheorie Robert Dahls²⁵ vorgetragen worden ist.²⁶ Macht schütze bestehende Zustände nicht dadurch, daß sie sie bewirke, sondern dadurch, daß sie unbestimmt bleibende Eventualitäten abweichenden Verhaltens ausschließe und dadurch eine Stabilisierung des Status quo durch andere Ursachen

24 So z.B. bei David Singer, *Inter-Nation Influence. A Formal Model*, *American Political Science Review* 57 (1963), S. 420-430. Singer sucht sich dadurch zu helfen, daß er auch das »reinforcement« einer bestehenden Handlungsabsicht als Machtausübung gelten läßt. Aber »reinforcement« ist ein für die Kausaltheorie ambivalenter Begriff und setzt im übrigen seinerseits schon feststehende Absichten voraus.

25 Siehe Dahl, *The Concept of Power*, a. a. O. (Anm. 16), und ders., *Who Governs?*, New Haven (CT) 1961.

26 Vor allem von Peter Bachrach/Morton S. Baratz, *Two Faces of Power*, *American Political Science Review* 56 (1962), S. 947-952, und dies., *Decisions and Nondecisions. An Analytical Framework*, *American Political Science Review* 57 (1963), S. 632-642. Vgl. ferner Thomas J. Anton, *Power, Pluralism, and Local Politics*, *Administrative Science Quarterly* 7 (1963), S. 425-457 (hier S. 453 f.).

(zum Beispiel Einverseelung von Normen) ermögliche. Auch dieser Gedanke läßt sich in der klassischen Machttheorie nicht unterbringen, die zwar ein Unterlassen bestimmter, an sich beabsichtigter Handlungen als Wirkung der Macht erklären könnte, nicht aber die Reduktion der unbestimmt bleibenden Fülle aller abweichenden Handlungsmöglichkeiten auf eine bestimmte Ordnung.

3. Die klassische Machttheorie hatte weder die Unendlichkeitsproblematik der Kausalität noch die Unbestimmtheitsproblematik der Zeit und der Negativität aufgerollt und deshalb auch das Selektionsproblem nicht gesehen²⁷ oder, anders formuliert: Sie hatte Selektion nur in engen Grenzen als rational lösbares Problem gesehen und im übrigen der »Natur« der Welt und des Menschen überlassen. Sie ging, dem alteuropäischen Menschenbild entsprechend, davon aus, daß eine *natura humana* gegeben sei mit bestimmten, im wesentlichen festliegenden *Bedürfnissen*, die der Mensch durch zweckgerichtetes Handeln zu befriedigen suche. Diese Bedürfnisse waren hierarchisch strukturiert gedacht,

²⁷ Immerhin hatte bereits Descartes gegen die Scholastik argumentiert, daß es keine natürlichen Grenzen der Kausalprozesse gebe und der Gedanke ihrer Unendlichkeit nicht unmöglich sei, sondern nur den Menschen auf seine eigene Endlichkeit (und das heißt letztlich: auf Selektionsverfahren) verweise; so in den *premières réponses* (*Euvres et Lettres*, Bibliothèque de la Pléiade, Paris 1952, S. 347 f.). Die allgemeine Diskussion des Kausalprinzips versucht, mit diesem Gedanken fertig zu werden. In der Machttheorie werden keine Konsequenzen gezogen.

und entsprechend strukturiert war das Handeln – an der Spitze das Bedürfnis der Verwirklichung jener Fähigkeit, die den Menschen vom Tier unterscheidet und erst eigentlich zum Menschen macht: der Vernunft. Macht war erforderlich zur Befriedigung solcher Bedürfnisse durch ein Handeln, das als teleologische Wesensverwirklichung, später kausalmechanisch als Bewirken geschätzter Wirkungen ausgelegt wurde. Vom Handeln her konzipiert, stand die Machttheorie schon begrifflich immer unter der Kontrolle der Ethik und konnte allenfalls versuchen, sich von der gemein menschlichen Ethik freizumachen durch das Postulat einer besonderen Moral der Macht *ratione status*. Die Form der Ethik als Handlungskontrolle war damit nicht gesprengt. Sie saß und sitzt unabwerfbar fest, solange man der Machttheorie die Perspektive des Bedürfnisse befriedigenden Handelns zugrunde legt. Nur deshalb konnte auch die Legitimation einer spezifischen Moral der Macht als Problem diskutiert werden.

Die soziale Struktur und ihr Recht wurden dementsprechend im Wesen des Menschen als *animal rationale* verankert und auf sein Handeln bezogen. Somit gab es zwei Hauptprobleme, auf die der Mensch als soziales Wesen bei der Befriedigung seiner Bedürfnisse stoßen konnte: Bedrohung durch andere und Angewiesenheit auf andere. *Metus* und *indigentia* waren die Problemformeln, *pax* und *iustitia* die Zweckformeln der *civitas sive societas civilis*. Zur Lösung beider Probleme schien politische Macht erforderlich zu sein. Durch diesen ihren Zweck wurde sie begründet, je nach der

Zeitlage und der Tendenz des Denkens mehr mit Betonung auf Frieden und Bestandserhaltung oder mehr mit Betonung auf Gerechtigkeit und Güterverteilung. Noch heute scheint die Machttheorie durchweg von festliegenden Präferenzen, von der Konstanz der Bedürfnisse auszugehen, deren Variabilität sie zwar nicht prinzipiell leugnet, aber nicht mitthematisiert.²⁸ Und dies, obwohl das Problem der sozialen Komplexität inzwischen radikalisiert und so vertieft worden ist, daß es sich weder in der Handlungsperspektive noch in den beiden Problemformeln der alteuropäischen Tradition mehr einfangen läßt.

Der Mensch ist nicht nur in der Befriedigung, sondern schon im Entwurf seiner Bedürfnisse ein soziales Wesen. Konstitution von Sinn, ja von Welt überhaupt, ist eine intersubjektiv-geschichtliche Leistung,²⁹ und erst recht gilt dies für die Schematisierung der Welt durch kausale Begrifflichkeit. Aller Sinn könnte anders sein. Es gibt keinen natürlichen Stopp des Weiterfra-

28 Das zeigt sich z. B. in der Beziehung der Macht auf die Funktion des »goal attainment« bei Talcott Parsons, On the Concept of Political Power, Proceedings of the American Philosophical Society 107 (1963), S. 232-262.

29 Siehe namentlich Edmund Husserl, Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, Husserliana Bd. VI, Den Haag 1954, und dazu Hans Blumenberg, Lebenswelt und Technisierung unter den Aspekten der Phänomenologie, Turin 1963, der die bei Husserl implizierte »soziale Kontingenz« der Welt besonders herausstellt. Siehe im übrigen auch Michael Theunissen, Der Andere. Studien zur Sozialontologie der Gegenwart, Berlin 1965.

gens nach anderen Möglichkeiten, anderen Ursachen, anderen Wirkungen, sondern nur Abhängigkeit dieses Fragens von Geschichte und Struktur vorauszusetzender Sinnbildungsleistungen. Die volle Aufdeckung dieser sozialen Komplexität durch die Sozialontologie, die Soziologie, die Sozialpsychologie des 20. Jahrhunderts entzieht der klassischen Machttheorie die vorausgesetzte Bedürfnisstruktur, macht das Kausalfeld damit unübersehbar komplex und zwingt die Machttheorie, wenn sie weiterhin auf empirisch verifizierbare Aussagen über Kausalbeziehungen zwischen bestimmten Machtquanten und bestimmten Wirkungen hinarbeiten will, sich durch umfangreiche ceteris paribus-Annahmen abzusichern und sich damit in künstlich vereinfachte Situationen, letztlich ins Laboratorium, zurückzuziehen.³⁰

4. Indem die klassische Machttheorie von bestimmten, feststellbaren Bedürfnissen ausging, hatte sie zugleich eine Konzeption zur Hand, die erklärte, daß und warum es zu *Konflikten* kommen müsse. In einer Welt knapper Befriedigungsmöglichkeiten widersprechen Bedürfnisse einander, und es kann daher unter Menschen zum Kampf um knappe Güter, letztlich zur Anwendung physischer Gewalt gegeneinander kommen. Das Faktum ist unbestreitbar. Die Frage ist,

30 Zu diesem Ergebnis kommt auf ganz anderem Wege, nämlich durch sorgfältige methodische Selbstüberprüfung der Machttheorie, auch James G. March, The Power of Power, in: David Easton (Hrsg.), Varieties of Political Theory, Englewood Cliffs (NJ) 1966, S. 39-70.

wie es in die Theorie eingeht und welche Funktion es dort erfüllt.³¹

Wie die Bedürfnisorientierung, so dient auch die Konfliktorientierung dazu, die Komplexität eines sozialen Feldes kausaler Möglichkeiten zu vereinfachen, so daß der Mensch trotz seiner begrenzten Fähigkeit zur Informationsverarbeitung rational handeln kann. Zwar hat im Grunde jeder Mensch Macht über andere. Aber die physische Austragung eines Konfliktes polarisiert die Situation³² und läßt nur die eine Seite als Sieger übrig. Dieses Ergebnis kann gedanklich vorweggenommen werden, so daß die Entscheidungsfunktion des Kampfes sich vom Handeln ablösen und auch dann benutzen läßt, wenn die Anwendung physischer Gewalt unterbleibt. Die Antizipation des Ausgangs erspart den Kampf – aber nicht die Orientierung am möglichen Kampf. So wird in der klassischen Theorie Macht sehr oft als Potenz, Chance, Fähigkeit usw., kurz als eine Möglichkeit definiert, die als solche schon wirkt.³³

31 Einen kurzen Überblick über Beziehungen zwischen Macht und Konflikt gibt Kahn in seiner Einführung zu Robert L. Kahn/Elise Boulding (Hrsg.), *Power and Conflict in Organizations*, London 1964.

32 An einem physischen Kampf können sich zwar mehr als zwei Personen beteiligen, praktisch aber nur in der Form, daß sich eine Front bildet, die zwei Parteien trennt. Die Vereinfachung durch eine binäre Struktur scheint unentbehrlich zu sein. Bei einem Kampf aller gegen alle wären die Orientierungsschwierigkeiten zu groß.

33 Zumeist verlassen sich die Autoren darauf, daß die Kategorie der »Möglichkeit« klar und verständlich sei. Das ist jedoch

Es liegt demnach nahe, das Wesen der Macht vom Konfliktsfall und diesen vom Kampfausgang her zu bestimmen. In einer solchen Theorie könnte die Macht dessen, der im Kampf verlieren würde, unberücksichtigt bleiben. Er hat im Grunde keine Macht. Alle Macht findet sich stets auf der einen Seite, die im Konfliktsfall die andere übermächtigen könnte.³⁴ Wer etwas mächtiger ist, hat alle Macht. Dieses Kalkül ließe sich perfektionieren, wenn Macht sich exakt messen ließe. Dann ließe sich das Ausmaß der Übermacht kalkulieren.³⁵ Wer daran glaubt, muß Kämpfe für unnötig hal-

keineswegs der Fall, wenn nicht zugleich die Bedingungen definiert werden, die etwas Nichtwirkliches als möglich erscheinen lassen. Als eine im Formalen steckenbleibende Ausarbeitung dieses Möglichkeitsaspekts der Macht siehe Fritz Sander, *Allgemeine Gesellschaftslehre*, Jena 1930, S. 307 ff. Vgl. ferner Robert Bierstedt, *An Analysis of Social Power*, *American Sociological Review* 15 (1950), S. 730-738; E. Abramson/H. A. Cutler/R. W. Kautz/M. Mendelson, *Social Power and Commitment. A Theoretical Statement*, *American Sociological Review* 23 (1958), S. 15-22.

34 Als Beispiele für die Verwendung dieser Prämisse siehe Bierstedt, *Analysis of Social Power*, a. a. O. (Anm. 33), hier S. 733; John R. P. French, Jr./Bertram Raven, *The Bases of Social Power*, in: Cartwright, *Studies in Social Power*, a. a. O. (Anm. 9), S. 150-167 (hier S. 152 f.). In der Spieltheorie nennt man Situationen, die diese Voraussetzung erfüllen, bezeichnenderweise einfache Spiele. Siehe z. B. Lloyd S. Shapley, *Simple Games. An Outline of the Descriptive Theory*, *Behavioral Science* 7 (1962), S. 59-66. Shapley betont, daß diese Variante der Spieltheorie besonders auf Machtsituationen zutreffe.

35 So bestimmt etwa Kurt Lewin, *Field Theory in Social Science*, New York (NY) 1951, S. 336, die Macht von B über A »as the

ten. Aber auch wenn man nicht so weit geht und einräumt, daß bei Zweifeln über Machtsummenverhältnisse Kämpfe für die Entscheidung benötigt werden,³⁶ besitzt man in der Konfliktorientierung ein grandios vereinfachtes Konzept. Man umgeht damit das, was man in der neueren Entscheidungstheorie die »rationale Unbestimmtheit« sozialer Situationen nennt.³⁷

Die Konfliktorientierung vereinfacht auch insofern stark, als sie es ermöglicht, die meisten sachlichen und zeitlichen Differenzen zwischen Situationen zu neutralisieren. Im Hinblick auf einen etwaigen Kampfausgang können dauernd sehr verschiedenartige Forderungen durchgesetzt werden. Es kann dabei außer acht bleiben, daß einmal der eine und einmal der andere die stärkeren Bedürfnisse hat, oder daß in der einen Hin-

quotient of the maximum force which B can induce on A, and the maximum resistance which A can offer«. Ebenso John R. P. French, *A Formal Theory of Social Power*, *Psychological Review* 63 (1956), S. 181-194. Bemerkenswert ist die Betonung des »maximum«. Sie verrät, daß in dieser Theorie Macht nur als etwas Ganzes und Einheitliches gesehen werden kann, das man entweder hat oder nicht hat.

36 Zu diesem Verhältnis von Messungsschwierigkeiten und Kampf vgl. auch Lewis A. Coser, *The Functions of Social Conflict*, Glencoe (IL) 1956, S. 135, und ähnlich – über Informationsmangel als Anlaß zum Kampf – Külz, *Theorie der Drohung*, a. a. O. (Anm. 23), S. 23, S. 41, S. 51.

37 Vgl. z. B. John von Neumann/Oskar Morgenstern, *Spieltheorie und wirtschaftliches Verhalten*, Würzburg 1961 (dt. Übers.), S. 9 ff.; Gérard Gäfgen, *Theorie der wirtschaftlichen Entscheidung*. Untersuchungen zur Logik und ökonomischen Bedeutung des rationalen Handelns, Tübingen 1963, insb. S. 176 ff.

sicht dieser, in anderer Hinsicht jener vom anderen abhängig ist und daß diese Abhängigkeiten von Situation zu Situation wechseln können. Die generalisierende, zu Indifferenz ermächtigende Konfliktperspektive entlastet den Handelnden von einer Vielzahl komplizierter Erwägungen, vor allem von Rücksicht auf die Alternativen, die ihm und seinem Gegner in den einzelnen Situationen in je verschiedener Art und Zahl zur Verfügung stehen.

Die Wirklichkeit ist weniger einfach. Die Schwierigkeiten, Macht zu messen, sind ein erstes Zeichen dafür.³⁸ Die Einsicht, daß Machteinsatz etwas kostet und daher auch geringere Gegenmacht des Gegners Bedeutung gewinnt, weil sie von einer zu kostspieligen Machtprobe abhalten kann, ist heute nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Theorie geläufig.³⁹ Damit

38 Siehe dazu Herbert A. Simon, *Notes on the Observation and Measurement of Political Power*, *Journal of Politics* 15 (1953), S. 500-516, neu gedruckt in ders., *Models of Man*, a. a. O. (Anm. 20), S. 62-78; Robert A. Dahl, *Hierarchy, Democracy, and Bargaining in Politics and Economics*, in: Stephen K. Bailey u. a., *Research Frontiers in Politics and Government*. *Brookings Lectures 1955*, Washington D.C. 1955, S. 45-69 (hier S. 50 ff.); March, *Introduction to the Theory and Measurement of Influence*, a. a. O. (Anm. 21), S. 445 ff.; ders., *Measurement Concepts in the Theory of Influence*, *Journal of Politics* 19 (1957), S. 202-226; und, sehr viel skeptischer, ders., *The Power of Power*, a. a. O. (Anm. 30), S. 69. Ausgiebig sind diese Fragen auch in den amerikanischen »community power studies« erörtert worden im Anschluß an Floyd Hunter, *Community Power Structure*, Chapel Hill (NC) 1953.

39 Vgl. z. B. Thomas C. Schelling, *The Strategy of Conflict*, Cam-

nähert man sich bereits der Notwendigkeit, Machtsituationen als rational unbestimmt ansehen zu müssen (bzw. die Bedeutung der Meßbarkeitsprämisse steigt). Diese Bedenken führen an ein zentrales Problem der klassischen Machttheorie: ihre Konstruktion der Machtgeneralisierung mit Hilfe eines bestimmten sozialen Mechanismus. Generalisierung ist sicherlich ein wesentlicher Aspekt aller Macht, die relativ beständig und zuverlässig in verschiedenen Situationen und gegenüber verschiedenen Menschen wirken soll. Aber ist der Hinblick auf die mögliche Anwendung physischer Zwangsgewalt im Konfliktsfalle der einzige Mechanismus der Generalisierung und kann der Machteinsatz in dieser Perspektive allein rationalisiert werden?

5. Die Zuspitzung auf die (einmalige) Konfliktsituation wird in der klassischen Theorie dadurch kompensiert, daß Macht als ein *besitzbares Gut* betrachtet wird, das man wie materielle Güter »haben« und dementsprechend auch verlieren kann. Ganz auffällig durchzieht diese Konzeption die politische Theorie Machiavellis; aber sie ist auch sonst nahezu selbstverständlich.⁴⁰ Ihren Gipfel findet sie in der Machttheorie

bridge (MA) 1960; Singer, *Inter-Nation Influence*, a. a. O. (Anm. 24); Karlsson, *Some Aspects of Power in Small Groups*, a. a. O. (Anm. 18); ferner die Autoren, die auf beiden Seiten der Machtbeziehung die Existenz von Alternativen mit zu berücksichtigen suchen. Vgl. Hinweise unter Anm. 54.

40 Kritisch dazu im Hinblick auf den notwendig relationalen Charakter der Macht Bachrach/Baratz, *Decisions and Nondecisions*, a. a. O. (Anm. 26).

Parsons' in der Form eines durchgehenden Vergleichs von Macht und Geld. Was wird mit dieser Metapher des »Besitzens« von Macht erreicht?

Welche Bedeutung die Kategorie des Habens für das neuzeitliche Denken, besonders für die Erkenntnistheorie, besitzt, wissen wir spätestens seit ihrer Kritik durch den Existentialismus.⁴¹ Im ganzen hat diese Kritik jedoch nur zum Verächtlichmachen des Habens gereicht,⁴² nicht zum Verständnis der Kategorie. Ihre Aussage läßt sich auf drei Aspekte reduzieren, deren Zusammenhang gemeint ist: Die Benutzbarkeit ohne laufenden Neuerwerb (das heißt ohne Wiederholung der ursprünglichen Anstrengung), die Begrenztheit

41 Vgl. vor allem Gabriel Marcel, *Être et avoir*, Paris 1935. Siehe auch Emmanuel Mounier, *Introduction aux existentialisme*, Paris 1947, S. 22 f.; Michael Landmann, *Erkenntnis und Erlebnis. Phänomenologische Studien*, Berlin 1951, insb. S. 194 ff.; ferner etwa Friedrich G. Jünger, *Die Perfektion der Technik*, Frankfurt 1946, S. 8 ff., und, kaum brauchbar, Günther Stern, *Über das Haben*, Bonn 1928. In wesentlichen Zügen findet sich diese Kritik in der phänomenologischen Philosophie Edmund Husserls vorbereitet, der einerseits vom Erkennen als einer Feststellung des Seienden zu dauerndem Erkenntnisbesitz spricht, sich andererseits aber gegen die Technisierung wendet im Sinne eines Sichbegnügens mit Sinnsedimenten der Vergangenheit, die nicht mehr ursprünglich leistend vollzogen werden. Siehe *Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik*, Hamburg 1948, und besonders: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften*, a. a. O. (Anm. 29).

42 Etwa in dem Sinne, daß die Habe als etwas Herstellbares, Zählbares, Inventarisierbares, Verkäufliches aus dem Bereich der »eigentlichen« Seins ausgeschlossen wird.

und Absicherbarkeit spezifischer Gefährdungen und die unabhängige Variabilität (und damit Fungibilität) des habbaren Besitzes. Der Nutzwert der Habe läßt sich gleichsam aufstauen und auf Dauer stellen. Damit werden Quellen der Störung und Gefährdung der Habe bestimmbar, und es bedarf nur noch der Ausschaltung dieser bestimmten Störungen, um die Habe zu sichern.⁴³ Alle rationalen Taktiken der Machterhaltung und Machtmehrung, wie etwa Machiavelli sie beobachtet und dargestellt hat, beruhen auf dieser Prämisse spezifizierbarer und damit abwehrbarer Gefährdungen. Durch solche Sicherung läßt die Habe sich unabhängig machen von der Situation, die wechseln kann, und auch von der Person des Habenden, die ebenfalls wechseln kann. Habe ist intersubjektiv übertragbar. Wegen dieser Struktur ist das Haben die Kategorie einer Gesellschaft, die hohe Mobilität mit hoher Sicherheit bestimmter Zustände, weitreichende Interdependenzen mit vielseitigen Independenzen und unabhängiger Variierbarkeit verbinden muß – nicht nur im ökonomischen Sektor, sondern in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Politik.

43 Eine ähnliche Funktion hat übrigens die Metapher des »Gleichgewichts«. Auch sie dient dazu, die allgemeine Unge-
wißheit des Fortbestehens auf spezifische Störungen zu reduzieren, ohne jedoch – als Metapher! – hinreichend erklären zu können, durch welche Systemprozesse diese Reduktion zustande kommt. Vgl. dazu namentlich Renate Mayntz, *On the Use of the Equilibrium Concept in Social System Analysis*, *Transactions of the Fifth World Congress of Sociology*, Washington D. C. 1962, Bd. IV, S. 133-153.

Wer Macht als Besitz denkt, unterstellt Einflußchancen dieser Struktur des Habens, des relativ anstrengungslosen Benutzenkönnens und der Übertragbarkeit. Zugleich bekräftigt diese Metapher die Prämisse konstanter Machtsummen: Macht könne, ebenso wie Besitz, durch Übertragung nicht vermehrt werden, »for nobody can transfer to another more power than he has in himself«. ⁴⁴ Die Vermutung einer bedeutsamen Einsicht drängt sich auf – aber die Kategorie des Habens reicht in dieser metaphorischen Verwendung nicht weit genug, um diese Vermutung weiter zu analysieren. Die so leicht faßliche Kategorie des Habens täuscht eine Erkenntnis vor, wo das Fragen erst zu beginnen hätte: Denn welche Systembedingungen müssen erfüllt sein, damit Macht so etwas wie ein Besitz werden und als solcher verwaltet, als konstante Größe übertragen, gemehrt und gemindert und gegen spezifische Gefährdungen verteidigt werden kann?

6. Im Rahmen der klassischen Machttheorie gäbe es eine Möglichkeit, diese Frage zu beantworten, die indes einer näheren Analyse nicht standhält. Unter der Voraussetzung, daß A gegenüber B Forderungen durchsetzen kann, ohne auf den Willen des B Rücksicht nehmen zu müssen (weil er ihn durch Zwang bre-

44 So formuliert John Locke, *Two Treatises of Civil Government*, Buch II, Kap. XI, (zit. nach der Ausgabe der *Everyman's Library*, London-New York 1953, S. 185), in Anlehnung an die bekannte juristische Parömie »nemo plus iuris transferre potest quam ipse habet«.

chen kann), lassen Machtsysteme sich als *geschlossene Systeme* konstruieren. Darunter sollen hier Systeme verstanden werden, die nur in einer oder einigen Variablen von der Umwelt beeinflusst werden können und sich dann in ihren übrigen Teilen in determinierter Weise auf die Änderung einstellen, ohne intern Alternativen und Entscheidungsprozesse aktivieren zu können.⁴⁵ Prototyp geschlossener Systeme ist die mechanische Maschine. Die klassische Machttheorie hat daher vielfach versucht, sich an diesem Modell der Maschine zu orientieren und auf diese Weise Struktur in die Unübersichtlichkeit des Feldes kausaler Möglichkeiten zu bringen.

In geschlossenen Systemen kann die Machtkalkulation durch zwei Annahmen vereinfacht und rationalisiert werden, die der klassischen Machttheorie mindestens stillschweigend zugrunde liegen und in ihren Argumentationen durchgängig Verwendung finden.

45 Dieser Begriff weicht von der üblichen Definition des geschlossenen Systems als vollständig umweltunabhängig ab. Bei vollständiger Umweltunabhängigkeit wäre keinerlei Änderung, also auch keine Determination, denkbar; es hätte nicht einmal Sinn, von »Variablen« zu reden. Entscheidend für die Geschlossenheit ist vielmehr die Zentralisierbarkeit der Kausalprozesse in dem Sinne, daß das System abhängige und unabhängige Variable trennt und sich nur in den systemintern unabhängigen Variablen von der Umwelt beeinflussen läßt. Zur üblichen Auffassung vgl. etwa: Arthur D. Hall/Robert E. Fagen, Definition of System, *General Systems* 1 (1956), S. 18-28, und den Versuch des Einbaus abschwächender Konzeptionen von Llewellyn Gross, System-Construction in *Sociology, Behavioral Science* 5 (1960), S. 281-290.

Die eine ist das *Transitivitätsprinzip*, die andere die *Machtsummenkonstanzprämisse*.

(a) *Transitiv* ist eine Beziehung, wenn ihr Bestehen zwischen A und B und ihr Bestehen zwischen B und C ihr Bestehen zwischen A und C impliziert. Bei rationalem Kalkulieren mit Gleichheiten, Kausalbeziehungen oder Werten muß Transitivität unterstellt werden,⁴⁶ auch wenn es bei komplexen Systemen und sehr langen oder mehrdimensionalen Beziehungsketten dem natürlichen Erleben schwerfällt, die Implikationen spontan zu vollziehen oder auch nur zu kontrollieren.⁴⁷ Macht ist transitiv, wenn die Macht des A über B und die Macht des B über C auch die Macht

46 Für Gleichheit siehe z.B. Bertrand Russell/Alfred North Whitehead, Einführung in die mathematische Logik (dt. Übers. der Einleitung der Principia Mathematica), München-Berlin 1932, S. 36 f.; für Kausalität siehe z.B. Arthur W. Burks, The Logic of Causal Propositions, *Mind* 60 (1951), S. 363-382 (hier S. 368 f.), und als einen Versuch, das Transitivitätsprinzip zu umgehen, Herbert A. Simon, Causal Ordering and Identifiability, in: ders., *Models of Man*, a. a. O. (Anm. 20), S. 10-36; für Werte siehe z.B. Gäfgen, Theorie der wirtschaftlichen Entscheidung, a. a. O. (Anm. 37), z. B. S. 146 f., S. 246, S. 272, oder Jacob Marschak, Actual Versus Consistent Decision Behavior, *Behavioral Science* 9 (1964), S. 103-110.

47 Vgl. hierzu bereits die Bemerkungen von William James im Appendix on the Notion of Reality as Changing, in: ders., *A Pluralistic Universe*, Neudruck New York-London-Toronto 1958, S. 347 f., Gleichheit und Kausalität betreffend. Für die Transitivität faktischer Wertpräferenzen siehe etwa John M. Davis, The Transitivity of Preferences, *Behavioral Science* 3 (1958), S. 26-33, oder auch Gäfgen, Theorie der wirtschaftlichen Entscheidung, a. a. O. (Anm. 37), S. 283 ff.

des A über C sicherstellen. Die Konfliktorientierung der Macht scheint deren Transitivität zu gewährleisten, denn wenn A den B und dieser den C zwingen kann, kann A auch C direkt zwingen. Es wäre danach auch bei langen Ketten der Übermächtigung undenkbar, daß die Machtanwendung einen Zirkel bildet, daß also Y mächtiger ist als Z, dieser aber überraschenderweise mächtiger als A. Man kann dieses klassische Transitivitätsprinzip auch als *inhärent hierarchische Struktur* der Macht begreifen: Sie bildet sich in einem komplexen System zu einer Hierarchie aus, in der jeder Machthaber seinen festen Platz hat und die Unteren weniger Macht haben als die Oberen, also niemals in der Lage sind, von unten nach oben Macht auszuüben.

Indes: Machtzirkel gibt es im wirklichen Leben sehr wohl. Der Chef zum Beispiel hat Macht über seinen Untergebenen, dieser über seine Frau, diese über ihre Freundin und diese wiederum über den Chef. Eine solche Konstellation braucht nicht notwendig instabil zu sein oder jede Machtausübung wie durch einen Kurzschluß zusammenbrechen zu lassen. Aber sie belastet den Einsatz von Macht sicher mit besonderen Rücksichten und Ungewißheiten. Solche Machtzirkel könnten vom Standpunkt der klassischen Machttheorie zunächst als unerfreulich und pathologisch abgebuht werden. Neuerdings beginnt man jedoch unter dem Einfluß des Kreisdenkens der Kybernetik ihre Funktion zu erkennen. Demokratische politische Systeme suchen zum Beispiel dem Publikum Macht über die Politik, dieser Macht über die Verwaltung und die-

ser Macht über das Publikum zu verschaffen, also einen Kreislauf einflußreicher Kommunikation in einem funktional differenzierten System herzustellen, um eine Übermächtigung auch der höchsten Machthaber zu ermöglichen.⁴⁸

Damit wird zugleich deutlich, daß die Prämissen des geschlossenen Systems und der Transitivität der Macht theoretische Entscheidungen sind, die sich nicht von selbst verstehen, sondern angefochten werden können und in jedem Falle ihren Anwendungsbereich genauer definieren müßten.

(b) Das Transitivitätsprinzip ordnet die Beziehungen verschiedener Machtträger in einem Sinne, der die Auswirkung der Macht auf das Handeln berechenbar macht. Dabei bleibt offen, wie Ereignisse sich auf die Macht selbst auswirken. Auch in dieser Hinsicht ist ein geschlossenes System nicht als vollständige Abgeschlossenheit gegen die Umwelt (Ereignislosigkeit) denkbar. Die Chance, im Konflikt zu obsiegen, kann sich ändern, und damit können sich auch die Machtbeziehungen ändern. Will man dieser Veränderungsmöglichkeit in der Theorie Rechnung tragen, muß man sich die Chance, im Konflikt zu siegen, als quan-

48 Es ist wohl kein Zufall, daß David Easton, der diese Zirkelstruktur des politischen Systems am schärfsten und ausführlichsten herausgearbeitet hat, zugleich einer der Autoren ist, an denen die Machtfremdheit der neueren Systemtheorie belegt werden konnte – vgl. oben, Anm. 10. Das legt die Vermutung nahe, daß mit diesem Vorwurf nur eine bestimmte Theorie transitiver Macht verteidigt werden sollte.

tifizierbar und meßbar vorstellen (was der Prämisse, Macht sei entweder gegeben oder nicht gegeben, nicht widerspricht, da nun diese Chance als solche entweder wirkt oder nicht wirkt, je nachdem, ob sie im Vergleich zu der des Gegners die größere ist). Die Geschlossenheit des Systems kann dann in dem Sinne behauptet werden, daß die *Gesamtsumme der Macht im System invariant gesetzt wird*, so daß Ereignisse nur ihre interne Verteilung beeinflussen können. Jeder Gewinn an Macht für einen Beteiligten ist dann mit genau entsprechendem Verlust an Macht bei seinen Gegnern verbunden. Die Machtbeziehungen sind nach Art eines Nullsummenspiels verbunden. Das vereinfacht die Entscheidungslage erheblich durch Generalisierung der Konfliktlage: Jeder Beteiligte muß alle Machtänderungen zu verhindern suchen, die nicht seine eigene Macht stärken. Andererseits ergibt sich daraus eine Art Spielzwang: Wer nicht aufpaßt, verliert. Dadurch ist das System indifferent gegen die Besonderheiten individueller Motivstrukturen.

Kalkulationen dieser Art sind weit verbreitet. Zumeist wird die Machtsummenkonstanzprämisse als selbstverständlich implizit vorausgesetzt.⁴⁹ Alle Gleich-

49 Eine durchdachte und ausdrückliche Verwendung dieser Prämisse findet man bei Lloyd S. Shapley/Martin Shubik, A Method for Evaluating the Distribution of Power in a Committee System, *American Political Science Review* 48 (1954), S. 782-792, bezeichnenderweise expliziert am Modell eines entsprechend organisierten Systems und nicht an »natürlichen« Machtsituationen. Auch Michael Maschler, *The Power*

gewichtstheorien basieren auf dieser Annahme. Aber auch bei hierarchisch-transitiven Machtbeziehungen wird sie typisch unterstellt. So setzt zum Beispiel die spätliberale Staatslehre das Anwachsen staatlicher Kontrollen mit entsprechendem Verlust individueller Freiheit gleich.⁵⁰ Der Machtgewinn der Ministerialbürokratie führt, so wird gewarnt, zu einem Machtverlust des Parlaments.⁵¹ Unter dem gleichen regulativen Vorurteil steht die Diskussion »oligarchischer« Tendenzen in der Organisation politischer Parteien: Die Stärkung einer kleinen Gruppe von Parteiführern und Parteibürokraten gehe auf Kosten der Wähler oder doch der Parteimitglieder.⁵²

of a Coalition, *Management Science* 10 (1963), S. 8-29, betont, daß unter dem Gesichtspunkt von Macht alle Spiele zu Nullsummenspielen werden. Siehe ferner den scheiternden Versuch einer Verifikation durch William H. Riker, A Test of the Adequacy of the Power Index, *Behavioral Science* 4 (1959), S. 120-131.

50 Ein typisches Beispiel: Ludwig von Mises, *Bureaucracy*, New Haven (CT) 1944. Kritische Bemerkungen zu dieser Unterstellung bei Franz L. Neumann, Zum Begriff der politischen Freiheit, *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 109 (1953), S. 25-53 (hier S. 41).

51 Siehe etwa Lord Hewart of Bury, *The New Despotism*, London 1929, oder Carleton Kemp Allen, *Bureaucracy Triumphant*, London 1931.

52 Vgl. die klassische Studie von Robert Michels, *Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie*, Neudruck der 2. Aufl., Stuttgart o. J. Als neueren Beleg siehe Hannelore Hamels, *Das sowjetische Herrschaftsprinzip des demokratischen Zentralismus in der Wirtschaftsordnung Mitteldeutschlands*, Berlin 1966 – eine Untersuchung, die von der Prämisse aus-

Diese Argumentation mag plausibel klingen und für politische Polemik genügen. Sie drängt sich in der Tat auf, wenn man Macht als »Besitz« begreift, der weggenommen und neu verteilt werden kann, aber nicht etwa durch die Art seiner Verteilung vermehrt werden kann. In der Theorie wird man aber nicht auf die Dauer ignorieren können, daß Macht nicht nur in den Händen einzelner Teilnehmer, sondern auch auf der Ebene des Systems selbst eine Variable ist, die mit anderen Variablen – zum Beispiel Kommunikationsdichte, Ausmaß des Konsenses, Ausmaß der Interdependenz des Handelns – zusammenhängt. Eine Steigerung der wechselseitigen Interdependenzen kann dazu führen, daß die Macht aller Teilnehmer aufeinander zunimmt, jeder einzelne also mächtiger und abhängiger zugleich wird. Und bei einer solchen Systementwicklung wird es vermutlich notwendig werden, Macht in Formen zu generalisieren, die nicht mehr allein am mutmaßlichen Kampfausgang orientiert sind, also auch in dieser Hinsicht mit Prämissen der klassischen Machttheorie zu brechen. Damit ist nicht gesagt, daß Summenkonstanzprämissen in der Machttheorie

geht, daß aller Machtzuwachs in der Zentrale auf Kosten der Macht unterer Instanzen oder des Volkes gehe und damit undemokratisch sei, während der Sinn des dialektischen Prinzips des demokratischen Zentralismus gerade darin besteht, diese Machtsammenkonstanzprämisse zu leugnen und Organisationsformen zu fordern, durch die die Macht von oben nach unten und zugleich die Macht von unten nach oben gesteigert werden kann.

schlechterdings fehl am Platze seien. Ebenso wie beim Transitivitätsprinzip wird aber geklärt werden müssen, unter welchen besonderen Voraussetzungen sie anwendbar sind, wie also ein System beschaffen sein muß, das so kalkulieren kann.